

CHRISTA V. BERNUTH

Untreu

## *Buch*

Im Garten eines verlassenen Hauses wird die Leiche eines Mannes gefunden. Als Chefermittlerin Mona Seiler aus dem Urlaub zurückkommt, liegt der Bericht der Spurensicherung bereits vor. Bei dem Toten handelt es sich um Thomas Belolavek, den Besitzer eines Software-Betriebs. Von seiner Frau Karin und ihrer gemeinsamen Tochter Maria fehlt jede Spur. Auch ein Motiv für die Tat ist nicht zu erkennen: Die Belolaveks schienen eine beliebte Vorzeigefamilie zu sein.

Doch es gibt Gerüchte. Ausgerechnet die freundliche, ein wenig biedere Karin Belolavek soll einen jungen Geliebten gehabt haben. Mona Seilers Nachforschungen führen zu dem attraktiven Gelegenheitskriminellen Milan Farkas, der früher wegen Mordes an seiner Freundin im Jugendgefängnis saß. War Farkas der Geliebte von Karin Belolavek – und der Mörder ihres Mannes? Hat Karin Belolavek die Tat in Auftrag gegeben – oder wurde sie selbst zum Opfer einer verbotenen Liebe? Und welche Rolle spielte Karins Tochter Maria in dem Familiendrama? Farkas selbst bestreitet alle Vorwürfe, und Karin und Maria Belolavek bleiben unauffindbar. Doch als wenig später Farkas' Leiche entdeckt wird, weiß Mona Seiler, dass sie rasch handeln muss, wenn sie weitere Verbrechen verhindern will...

## *Autorin*

Christa v. Bernuth ist freie Journalistin in München. 1999 erschien ihr erster Roman, »Die Frau, die ihr Gewissen verlor«. In ihrem hoch gelobten zweiten Roman, »Die Stimmen«, hat sie die Figur der Kriminalhauptkommissarin Mona Seiler eingeführt, die auch in »Untreu« und »Damals warst du still« ermittelt. »Die Stimmen« und »Untreu« wurden mit Mariele Millowitsch in der Rolle der Mona Seiler verfilmt. Christa v. Bernuths Bücher erscheinen in Übersetzung in Schweden und den Niederlanden.

Von Christa v. Bernuth außerdem bei Goldmann lieferbar:

Die Frau, die ihr Gewissen verlor. Roman (44374)

Die Stimmen. Roman (45383)

Damals warst du still. Roman (gebunden)

Christa v. Bernuth

---

# Untreu

Roman

**GOLDMANN**

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2004

Copyright © 2003 by Wilhelm Goldmann Verlag,  
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Desing Team München

Umschlagfoto: Photonica, Natasa Blagojevic-Stokic

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH

Titelnummer: 45716

BH · Herstellung: H. Nawrot

Made in Germany

ISBN 3-442-45716-5

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

DIESER ROMAN  
ENTSTAND NACH EINER IDEE  
VON WOLFGANG SCHÖBEL  
UND CHRISTA V. BERNUTH



---

# PROLOG

Die Farben des Todes schimmern hellblau, giftgrün, beigebraun, mattschwarz. Fleisch ist nur noch Fleisch, Haut ist nur noch Haut. Ausdruckslos. Der Tod hat das Menschliche hinter sich gelassen. Er hat keine spirituelle Qualität. Er ist unpersönlich, ein Zustand, eine Phase, die nicht länger dauert als eine Viertelstunde. Dann spätestens verschwindet der Tod und macht dem Leben Platz.

Lucilia und Calliphora finden als Erste den Körper, der fünfzehn Minuten lang leblos und nutzlos war und jetzt eine neue Funktion als frisches Biotop hat. Lucilia oder Calliphora legen ihre cremefarbenen, mohnkorngroßen Eier in Augenwinkel, Nasenlöcher, Mund und – je nachdem – in Stichwunden oder Schusskanälen ab. Ihre Maden werden sich mit stummer, blinder Gier durch das Gewebe arbeiten, Ameisen, Käfer und Schnecken werden anschließend die Eiweißquelle finden und anzapfen. So lange, bis Erde wieder zu Erde geworden ist.

Der Tod ist nun schon sehr weit weg.  
So gesehen.





---

# ERSTER TEIL

## 1

»Das geht nicht«, sagte KK Marek Winter.

Er war sehr müde. Seine Hose kniff im Schritt, er wechselte unauffällig seine Sitzposition. Marek wog elf Kilo mehr als noch vor fünf Jahren. Er hatte einmal eine sportliche Figur gehabt und verfügte heute über einen Bauch, der auf unerklärliche Weise beständig wuchs.

»Das geht nicht«, sagte er ein zweites Mal, diesmal mit leisem Triumph in der Stimme. Die Frau, die vor ihm saß, war korpolent, und schon deshalb konnte er sie nicht leiden.

»Herr Kommissar ...«

»Winter. Lassen Sie das Kommissar ruhig weg.«

»Herr ... äh ... Winter. Ich weiß nicht, an wen ich mich sonst wenden soll. Sie sind doch hier die Vermisstenstelle. Wo soll ich sonst hingehen?«

Die Frau hatte sich mit Erika Weingarten vorgestellt und ihm gleich darauf ihren Personalausweis entgegengestreckt wie einem Vampir das Kreuz, als gäbe es die Möglichkeit, dass er an ihren Worten zweifelte. Als sei ihm nicht egal, wie sie hieß und woher sie kam. Sie trug ein rostfarbenes Kostüm, darunter blitzte der Kragen einer weißen Bluse hervor. Die Kostümjacke mit den goldenen Knöpfen spannte vor Bauch und Brüsten. Marek stellte sich unwillkürlich ihren Körper vor, eine amorphe

weiche Masse, notdürftig durch BH und Stützstrümpfe in Form gehalten. Er sah sich selbst in ein paar Jahren – schwammig und fett.

Widerlich.

Mühsam riss er sich zusammen. »Also, Frau Weingarten. Sie sind mit der *mutmaßlich* Verschwundenen nicht verwandt.«

»Nein.«

»Auch nicht verschwägert?«

»Nein.«

»Sie wohnen nicht mit ihr zusammen.«

»Nein!«

»Dann haben wir hier ein Problem.« Marek faltete seine Hände unter dem Kinn und beugte sich nach vorn, als wollte er ihr ein Geheimnis verraten. Etwas in ihm genoss die Situation. Etwas in ihm hoffte, dass sie sich tatsächlich als eine dieser Idiotinnen entpuppen würde, über die man sich anschließend in der Kantine totlachen konnte. »Die Sache ist die«, fuhr er fort. »Sie...«

»Ich weiß, ich bin nicht mit ihr verwandt«, unterbrach ihn die Frau.

»Richtig«, sagte Winter, beifällig nickend, als sei sie eine zwar minderbemittelte, aber brave Schülerin, die sich immerhin bemühte, ihr Bestes zu geben. »Unter diesen Umständen können Sie die ... also die *mutmaßlich* Verschwundene eben nicht als vermisst melden. Für eine Vermisstenanzeige muss man mit dem Vermissten verwandt, verschwägert oder verheiratet sein. Oder wenigstens in einem gemeinsamen Hausstand leben. Verstehen Sie, da könnte sonst jeder kommen.«

»Wer soll denn da schon kommen?«, fragte die Frau zurück, sichtbar verärgert. Sie verschränkte die Arme über ihrem voluminösen Busen.

Einen Moment lang war Marek aus dem Konzept gebracht. (Es war ja so: Wenn sie nicht verrückt war, hatte sie keinen Grund, sich in dieses Büro zu bemühen. Verrückt sah sie aber eigentlich nicht aus.) »Ach, da gibt's Sachen, das glauben Sie gar nicht.«

»Ja? Zum Beispiel?«

Marek sah sie feindselig an. »Verleumdungen eben. Einbildungen. Hirngespinnste. Sie sitzen zu Hause, die Decke fällt Ihnen auf den Kopf...«

»Ich will mit Ihrem Chef sprechen. Sofort.« Die Stimme der Frau war leiser als vorhin, ihr Gesicht leicht gerötet, ihr Blick gesenkt. Erika Weingarten. Eine kleine, dicke, harmlos wirkende Frau, Anfang fünfzig, wahrscheinlich ohne Kinder, die Gespenstergeschichten ausbrütete, wenn sie hinter ihren mit Bleichmittel behandelten Gardinen hockte und versuchte, die Fenster der Nachbarhäuser mit ihren Blicken zu durchdringen.

Dennoch fühlte sich Marek mit einem Schlag ernüchtert. Man wusste eben nie. In sein Bewusstsein drang der Regen, der unermüdlich, schon den ganzen Morgen lang, an das Bürofenster hinter seinem Rücken schlug. Die Nachwirkungen eines Herbststurms der vergangenen Nacht, der auf dem Land Bäume entwurzelt, Dächer abgedeckt und Strommasten umgeworfen hatte. Der Wind hatte nachgelassen, der Regen nicht. Es war gerade hell genug, dass man ohne Kunstlicht auskam. Marek seufzte.

»Was wollen Sie jetzt machen? Mich einfach wieder heim-schicken?«

Marek seufzte ein zweites Mal. Seine Hoffnung, dass ihn ein Kollege mit einem Besuch beehrte und ihn von diesem Gespräch erlöste, erfüllte sich nicht.

»Kennen Sie jemanden, der verwandt oder verschwägert ist mit der Verschwundenen?«

»Nein. Wir sind doch bloß Nachbarn!«

»Oder mit ihrem Mann? Der ist doch auch weg.«

»Nein. Wir sind Nachbarn und haben einen guten Kontakt. Ich weiß nichts über ihre Familienverhältnisse.«

Es war elf Uhr vormittags, ein kalter, verregener, langweiliger Herbsttag. In der Kantine würde es heute Spaghetti Carbonara geben. Eine Portion hatte mindestens tausend Kalorien. Dazu kamen die zwei Buttersemmeln, die er sich zum Frühstück genehmigt hatte. Mindestens siebenhundert Kalorien. Tausendsiebenhundert Kalorien.

»Also gut«, hörte sich Marek zu seiner Überraschung sagen.  
»Wir schaun mal, was wir tun können.«

*Es war einer dieser Tage, an denen sich zum ersten Mal der Winter meldet. Der Himmel sah aus wie weiß beschichtet, Gras und Bäume wie erstarrt. Kein Windhauch. Du hast deinen kondensierenden Atem in die kalte Luft geblasen und dann gelacht und dir eine Zigarette angezündet. Wenn du rauchst, hältst du die Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger und nimmst mit zusammengepressten Lippen drei, vier tiefe Lungenzüge hintereinander. Mit angewidertem Gesichtsausdruck, als sei Rauchen Medizin für dich – notwendig und unangenehm.*

*Danach hast du den Arm um mich gelegt und wieder gelacht. Ohne Grund, einfach nur, weil wir zusammen waren und Zeit hatten. Du musst dich auch erinnern, bitte. Es war der elfte Oktober. 11.10.01–111001. Ich wende diese Kombination im Kopf hin und her, auf der Suche nach seiner verstohlenen Bedeutung. Ein Zahlenrätsel, ein Binärcode, der dazu dient, meine Festplatte neu zu programmieren. Ja-ja-ja-nein-nein-ja.*

*Was mich betrifft: ja.*

*Der elfte Oktober war ein Freitag. Wir haben uns getroffen, und du hast mich auf diese Weise angeschaut, mit einem Blick, der gleichzeitig stark und schwach, leidenschaftlich und ängstlich, selbstbewusst und demütig war. Am elften Oktober hast du mich zum ersten Mal gefragt, ob ich deine Wohnung sehen will. Als wolltest du dich entschuldigen, hast du gesagt: Ein Loch, aber besser als Knast.*

*Ich schließe die Augen und habe das Timbre deiner Stimme im Ohr. Heiser, sexy. Wenn ich allein bin, lege ich mich manchmal aufs Bett, lege die Hand zwischen die Beine. Ich schwöre dir, ich kann kommen, nur indem ich mir deine Stimme vorstelle, wie sie mich treibt und drängt...*

*Du hast mir deine Wohnung gezeigt. Sie befindet sich in einem riesigen Apartmentblock. Pyramidenförmig, aus grauem Sichtbeton, mit Balkons, die aus der Ferne aussehen wie Schießscharten. Magere Männer liefen an uns vorbei, als wir zum Lift gingen, Jungs mit erloschenen Augen lungerten im Hausflur herum. Sie starrten mich an, unver-*

*hohlen und gleichzeitig interesselos, als bräuchte ihnen niemand zu erzählen, was jemand wie ich hier zu suchen hatte. Der Lift war alt und eng, die Linolwände waren voller trostlos schwarzer Graffitis in allen Sprachen der Welt. Es stank nach Rauch und Pisse. Ich schaute nach oben und unvermutet mir selber in die Augen. Vielleicht befand sich eine Kamera hinter der verspiegelten Decke – ein Gedanke, der mich erleichtert hat. Du weißt ja, ich bin ein Feigling, auch wenn ich mich anders gebe (du weißt so viel von mir, dass es mir manchmal unheimlich ist, und trotzdem bereue ich nicht, all das von mir preisgegeben zu haben).*

*Für mich war es ein Abenteuer, vielleicht das erste Abenteuer meines Lebens – nein, das erste nach zu vielen Jahren. Ich war glücklich und ängstlich. Für jemanden wie dich ist das schwer zu verstehen. Du kennst nicht die Fantasien, die aus Langeweile und Mangel an Erfahrung entstehen. Du hast Erfahrungen im Überfluss, mehr als dir lieb sind, du brauchst dir nichts, gar nichts vorzustellen, es ist alles schon passiert – so oder schlimmer.*

*Du wohnst im achten Stock. Dein Apartment besteht aus einem Zimmer mit Kochnische plus einem winzigen, fensterlosen, braungelb gekachelten Bad mit der Dusche direkt neben der Toilette. Apartment 810 – eine weitere Chiffre meiner Sehnsucht. Der Teppich war vielleicht einmal himmelblau und ist jetzt voller verblichener Flecken, deren Ursprung ich mir nicht vorstellen mag. Dein Bett steht neben der Balkontür unter dem einzigen Fenster und ist so schmal, dass wir kaum zu zweit darauf Platz haben. Die Matratze ist steinhart. Das Zimmer dunkel und klamm, selbst wenn die Sonne scheint. Der schwere Balkon davor raubt zusätzlich Licht. Nordlage, hast du gesagt. Hier kommt nie ein Sonnenstrahl rein.*

*Ich konzentrierte meine Gefühle auf dich. Ich wollte alles andere ausblenden, das Schöne, Triste deiner Umgebung und auch deine Traurigkeit, die du geschickt mit Humor und Dreistigkeit überspielt und die ich trotzdem immer spüre. Ich möchte dich glücklicher machen. Manchmal habe ich das Gefühl, dass es mir irgendwann gelingen könnte, dann wieder sehe ich die Nutzlosigkeit meiner Bemühungen, die tiefe Verständnislosigkeit, die sich wie eine Kluft zwischen uns auftut, selbst in intimsten Momenten.*

*Ich möchte so sein, wie du mich willst und brauchst. Das hast du einmal so ähnlich zu mir gesagt, und genauso fühle ich. Zumindest in dieser Hinsicht passen wir zusammen. Vielleicht ist das ein Anfang. Vielleicht können wir darauf aufbauen – eines Tages.*

*In deiner Wohnung ist es zum ersten Mal passiert. Anfangs weniger aus Lust als aus Verlegenheit. Du wolltest mir etwas anbieten, aber du hattest nur Bier und Wodka, und ich mag beides nicht. Deine Wohnung drohte alles zu ersticken, was zwischen uns gewachsen war. Der erbärmliche Zustand, die Unordnung eines allein lebenden Mannes – das bisschen Geschirr, das du hattest, türmte sich in der Spüle, Schuhe und Socken lagen auf dem Boden herum, der hässliche braune Kleiderschrank stand offen – alles drückte auf meine und deine Stimmung, aber ich war entschlossen, es nicht zuzulassen.*

*Wir standen voreinander und sahen uns an. Schließlich entspannte sich dein Gesicht, und ich konnte wieder in deinen Augen lesen, die im Halbdunkel des Zimmers riesengroß, sehr jung und gleichzeitig uralte wirkten. Acht Stockwerke unter uns, in einer anderen Welt, dröhnte der Spätnachmittagsverkehr, fahren erschöpfte Väter und Mütter zu ihren fordernden, aufreibenden Familien. Du wolltest mich, du konntest es kaum erwarten, das war es, was ich hoffte. Trotzdem habe ich gewartet. Es sollte sich natürlich entwickeln. Ich wollte nichts erzwingen, nicht von dir, nicht von mir. Gleichzeitig wusste ich, dass es jetzt passieren musste. Oder nie. Wir hatten diese eine Chance.*

*Plötzlich hast du dich aufs Bett gesetzt. Es gab nichts, was du mir anbieten konntest, also dachtest du, du müsstest dich selbst anbieten, wie ein guter Gastgeber. Dieser Geistesblitz war wie eine Heimsuchung, er drückte all meine bislang zurückgedrängten Befürchtungen aus – dass du mich eben nicht wirklich wolltest, dass du nur aus einer obskuren männlichen Höflichkeit heraus so tatest, um meine Weiblichkeit nicht zu brüskieren.*

*Ich setzte mich neben dich. Umfassende Ratlosigkeit und Schwäche. Es gab nichts mehr, was ich tun konnte, alles lag in deiner Hand. Und in diesem Moment hast du deine Sicherheit zurückgewonnen. Du hast ganz leise gelacht (vor deiner Wohnungstür fing einer an, in einer kehligen fremden Sprache, vielleicht war es arabisch, herumzuschreien, ein anderer antwortete mit schluchzender, sich überschla-*

*gender Stimme, zwei Türen knallten nacheinander, Schritte kamen vorbei und entfernten sich), du hast mein Gesicht in deine Hände genommen, und ich spürte zum ersten Mal deine Lippen (eine Frau unterhielt sich lautstark mit einer anderen, offenbar über den Flur hinweg, beide lachten), deine Zunge fuhr über meine Zähne, erkundete meinen Mund.*

*Deine Lippen, deine Zunge waren warm, fest und weich. Sie gaben mir mein Selbstvertrauen zurück. Ich war wieder jemand. In deinen Armen war ich ein Körper, der existierte, eine Person, die jemandem etwas bedeutete. Wir fanden unsere eigene Sprache, jenseits aller Missverständnisse. Es war sensationell, deine Haut zu spüren, deine kräftigen Muskeln, deine Rippen. Hart und mager. Gierig und sensibel. Ich hörte mein Stöhnen und deinen schweren Atem, und es war wie eine machtvolle Musik, die alles auslöschte, was außerhalb des Universums unserer Körper existierte. Es gab in diesen Momenten nichts mehr, das uns hätte auseinander bringen können. Anfangs hast du immer wieder den Kopf gehoben und mich forschend angesehen, so als wolltest du dich vergewissern, dass alles richtig und in Ordnung war, dass ich zufrieden war. Aber irgendwann waren deine Augen so blind wie meine, und da glaubte ich endlich, dass wir eine Chance hatten.*

Sie standen frierend vor dem niedrigen schmiedeeisernen Gartentor: Marek Winter, Erika Weingarten und ein Polizeiobermeister namens Bechtel, der einen Schäferhund an der Leine hielt. Es regnete immer noch, und der Wind hatte wieder aufgefrischt. Die Tropfen fegten ihnen fast waagrecht ins Gesicht. Marek hielt mit beiden Händen seinen wenig nutzbringenden Schirm über sich. »Ich werde jetzt klingeln«, sagte er missmutig, als sei das eine Drohung. Der Wind schien ihm die Worte vom Mund wegzureißen und sie irgendwohin zu tragen, wo sie niemand hören konnte.

Erika Weingarten zuckte mit den Schultern. In ihrem grauen Mantel sah sie noch unförmiger aus als vorhin in seinem Büro. »Tun Sie's doch. Sie werden schon sehen, da ist kein Mensch.«

Und Marek sah – spürte – zu seinem Ärger, dass sie Recht hatte. Das Haus mit seiner roten Backsteinfassade und den blen-

dend weiß gestrichenen Fenster- und Türrahmen wirkte tatsächlich vollkommen verwaist. Schweres nasses Laub bedeckte den größten Teil des Rasens, der so aussah, als sei er schon lange nicht mehr gemäht worden. Unter dem Apfelbaum neben dem Gartentor lagen faulende Früchte im hohen Gras. Im Moment lebte hier niemand, so viel war sicher.

»Wo wohnen Sie?«, fragte Marek Frau Weingarten. Sie deutete mit ihrem rundlichen Kinn nach rechts, auf eine dichte, korrekt geschnittene Thujahecke, die den Blick auf das dahinter liegende Grundstück komplett abschirmte.

»Vielleicht sind sie ausgezogen«, sagte Marek

»Sind sie nicht.«

»Das können Sie ja gar nicht wissen.«

»Hab ich doch gesagt: Ich war im Garten. Mehrmals. Ich hab ins Wohnzimmer geschaut. Die Möbel stehen da, wie immer. Die sind nicht mal mit Schutzplane abgedeckt.«

»Haben Sie einen Zweitschlüssel?«

»Das ist ja das. Normalerweise haben mir die Belolaveks immer einen Schlüssel gegeben, zum Blumengießen und Nachschauen und so. Aber diesmal nicht.«

»Vielleicht waren Sie nicht da. Vielleicht hat jemand anders den Schlüssel. Was ist zum Beispiel mit den Nachbarn da drüben?«

»Die Meyers, die Scherghubers, die Steins – die hab ich alle schon gefragt. Alle. Von denen weiß keiner was. Ich hab eine Tochter im Alter von Maria Belolavek. Die hat mir erzählt, dass die Maria nicht in die Schule gekommen ist. Dabei sind die Sommerferien schon vorbei.«

Das alles hatte sie ihm bereits im Büro erzählt. Aber jetzt, wo er vor diesem abweisend und fremd wirkenden Haus stand, erschien es ihm viel überzeugender. Marek drückte auf den Knopf unter dem Metallschild, auf dem mit verschnörkelter Schreibrift der Name Belolavek eingeritzt war. Ein durch die Mauern gedämpfter, wohlklingender Glockenton war zu hören. Erwartungsgemäß passierte nichts. Er drückte ein zweites Mal und ärgerte sich dann über sich selbst. Er hätte das den Bechtel



machen lassen sollen. Jetzt war er selbst der Depp, der sinnlos an einer Tür klingelte, hinter der sich niemand befand.

Es gab einerseits keine legale Möglichkeit, sich auf dieses Grundstück zu begeben. Niemand vermisste die Bewohner, außer einer Nachbarin. Andererseits konnte Marek eine gewisse Neugier nicht verhehlen. Nun waren sie schon mal hier. Man konnte ja zumindest einen kurzen Blick hineinwerfen. Das war nicht *direkt* unbefugtes Eindringen in Privatgelände. Und als hätte er diesen Gedanken laut geäußert, hatte Frau Weingarten bereits über das Tor gelangt und den elektrischen Öffner von innen betätigt. Ein Surren ertönte, Frau Weingarten drückte ihren schweren Unterleib gegen das Tor, und schon marschierten sie im Gänsemarsch auf den Terrakottaplatten am Haus vorbei – Frau Weingarten als massige Vorhut, dann Marek, dann Bechtel mit seinem mittlerweile tropfnassen Hund, der sich eng an seine Beine drückte. Marek dachte noch kurz an seine Straßenschuhe, die nach diesem Abstecher wahrscheinlich durchweicht sein würden, aber dann sagte er sich, *egal*. Es war wenigstens eine Unterbrechung seines durchaus nicht kurzweiligen Alltags.

Auf der anderen, der Straße abgewandten Seite wirkte der Garten noch verwilderter und verlassener. Zwei abgebrochene, morsche Äste lagen mitten auf dem Rasen wie Sinnbilder für Tod und Verfall. Die angelegten Blumenbeete waren von Unkraut überwuchert. Auf der überdachten Terrasse waren zwei Stühle umgefallen, wahrscheinlich wegen des Sturms vergangene Nacht. Die Fliesen der Terrasse waren übersät mit Blättern und Erde.

»Karin hat ihren Garten geliebt«, sagte Erika Weingarten. »Manchmal war sie ganze Nachmittage draußen, immer am Jäten und Gießen und Umgraben. Immer am Räumen und Gestalten. Der Garten war ihr Schmuckstück. Und jetzt schauen Sie sich mal an, wie das hier aussieht!«

Aber Marek hatte sich bereits dem Wohnzimmerfenster zugewandt. Die Rollos waren oben, die Vorhänge aufgezogen. Auf dem Fensterbrett standen einige Terrakottatöpfe mit offensichtlich vertrockneten Pflanzen. Der Raum dahinter war quadratisch und spärlich möbliert – aber eben eindeutig möbliert.

Man sah: Da fehlte nichts. Der Raum war komplett eingerichtet, mit zwei Leinensofas, die über Eck standen, mit einem Glastisch, mit Sesseln und Stühlen, mit Teppichen auf dem Parkettboden und Bildern an den Wänden.

»Sehen Sie die Staubschicht auf dem Boden und auf dem Tisch?«, fragte Frau Weingarten. Ihr plumper Zeigefinger drückte energisch auf die regennasse Scheibe. Marek sah im Halbdunkel des Raums nichts dergleichen. Dennoch dachte er, *da stimmt was nicht. Da stimmt gewaltig was nicht.* Die vertrockneten Pflanzen auf dem Fensterbrett. Der verwahrloste Garten. Die schmutzige Terrasse mit den umgekippten Stühlen.

»Die sind nie weggefahren, ohne einem von uns den Schlüssel zu geben. Schon wegen der Blumen. Die Karin hat immer drauf bestanden, dass hier regelmäßig jemand war, um zu gucken, ob alles in Ordnung ist.«

In diesem Moment schlug Bechtels Schäferhund an.

»Was ist los?«, rief Marek und sah sich um.

Bechtel war nirgends zu sehen. »Bechtel! Wo seid ihr?«

Ein dumpfes »Hier!« war zu hören. »Der Geräteschuppen«, sagte Erika Weingarten. »Der ist wahrscheinlich im Geräteschuppen.« Ihre Augen glitzerten.

»Wo ist der?«

»Da hinten. Hinter dem Busch da.« Sie eilte ihm voraus, ihre halbhohen Pumps patschten durch das matschige Gras, ihre hautfarbenen Nylonstrümpfe waren im Nu dunkel vor Nässe, was sie gar nicht zu bemerken schien. Marek folgte ihr mit einem Gefühl im Magen, das sich zwischen Übelkeit und Aufregung noch nicht entscheiden konnte. Seine Füße waren mittlerweile so kalt und klamm, dass er sie kaum noch spürte.

Der Hund hatte wieder aufgehört zu bellen, aber als sich Marek dem Schuppen näherte, hörte er ihn scharren. Verdammte! Der hatte was gefunden. Es war eine gute Idee gewesen, Bechtel mitzunehmen. Es war ein Geistesblitz, beglückwünschte sich Marek im Stillen, eine astreine Instinkthandlung. Er beschleunigte seine Schritte.

Da stimmte was nicht. Ganz gewaltig nicht.

Und er war dabei, es zu entdecken. Für einen Moment verdrängte er das Problem mit dem unbefugten Betreten von Privatgelände und allem, was damit zusammenhing.

Der Schuppen aus dunkel gebeiztem Holz stand offen. Bechtel hatte den Hauptteil der Geräte hinausgeworfen, wo sie nun im Regen lagen: eine große und zwei kleine Schaufeln, eine zusammenklappbare Leiter, zwei Torfstecher, Gartenhandschuhe, Gartenschere, vier alte Plastikliegestühle, einen Eimer mit eingetrockneter Farbe. Der Hund machte sich im Inneren zu schaffen.

»Bechtel! Spinnst du! Was machst du denn da?«

Bechtel kam heraus, die Hände, die Uniform erdbeschmiert.

»Das glaubst du nicht.«

»Was macht denn der Hund da?«

»Der hat die Leiche gleich gerochen.«

»Was?«

»Schau nur selber.«

»Der Hund kann hier nicht einfach ... Wir haben keinen Durchsuchungsbeschluss, nichts ...« Aber um die Wahrheit zu sagen: In diesem Moment war das Marek egal. Er hatte eine Entdeckung gemacht, darauf kam es an. Sie mussten sich später nur was einfallen lassen, wie sie die Sache rückblickend so verkaufen konnten, dass sie legal wurde.

Er drängte sich an Erika Weingarten vorbei in den Schuppen. Der Boden bestand aus schlecht befestigten Holzdielen. Zwei der Bretter hatte Bechtel offenbar herausgebrochen und nach draußen geschafft. Sie lagen auf dem nassen Rasen vor dem Schuppen und wirkten dunkel und vermodert. In der Hütte, in der Lücke zwischen den verbliebenen Brettern sah Marek einen einzelnen, halb skelettierten Finger aus dem weichen, feucht aussehenden Erdreich ragen. Es war beinahe komisch. Ein einzelner warnender Finger. Marek musste ein nervöses Lachen unterdrücken. Gleich darauf brach ihm der Schweiß aus, und er bekam eine Gänsehaut, dass es ihn schüttelte.

»Das ist doch nicht wahr«, sagte er. Seine eigene Stimme hörte sich fremd an in seinen Ohren.

»Da wird einem ja schlecht«, sagte Frau Weingarten in sein linkes Ohr. Sie stand direkt hinter ihm, und Marek wusste nicht, was schlimmer war: der tote weißlich graue Finger mit den einzelnen Fleischfetzen daran oder Frau Weingartens Körper, der sich so eng an ihn presste, dass er jeden einzelnen ihrer Mantelknöpfe im Kreuz spürte.

## 2

»Hör jetzt auf. Lukas kann uns hören.«

»Kann er nicht. Er ist am Strand.«

»Kann er schon. Er braucht bloß wieder hochzukommen. Er kommt ständig hoch, wenn wir nicht da sind. Er will immer wissen, was wir machen.«

»Ja, und wenn?«

»Ich will das nicht. Nicht mitten am Tag.«

»Jetzt sei halt nicht so.«

»Hör auf.« Aber es klang nicht mehr ganz so überzeugt.

Ein warmer Wind spielte mit den abscheulich gemusterten Vorhängen am Schlafzimmerfenster. Von draußen hörte man Kindergeschrei, untermalt vom Tosen der Wellen. Anfangs hatte Mona wegen des ständigen Seegangs nicht schlafen können. Inzwischen wusste sie gar nicht mehr, wie sie es jemals ohne Meer hatte aushalten können. Nachts beruhigte sie das beständige Geräusch der Wellen, morgens machte es sie glücklich, weil es Freiheit verhieß von allem, was sie sonst bewegte und beschäftigte.

Monas Lippen waren aufgesprungen und schmeckten nach Salz. Wenn man in einem Strandhaus Ferien machte, schmeckt bald alles nach Salz. Nach Salz und dem feinen weißen Sand, der einem unablässig zwischen den Zähnen knirschte. Es war Mitte September, aber heiß wie im Hochsommer. Die Luft war so trocken, dass einem die Haut in Fetzen abging, wenn man sich nicht ständig eincremte. Aber sonst war das Leben wunderbar.

Fast perfekt.

Mona lag auf dem gemachten Bett, den rechten Arm unter dem Kopf. Neben ihr Anton, der Sonnenöl auf ihren Bauch tropfen ließ und es langsam, mit kreisenden Bewegungen, verrieb.

»Nicht.«

»Was denn?«

»Nicht da. Du weißt schon.«

Aber Anton ließ seine Hand tiefer wandern, zwischen ihre Beine. Seine Hand war breit, viel stärker gebräunt als ihre sonnenempfindliche Haut, seine Nägel waren sorgfältig geschnitten und manikürt, sogar jetzt noch, nach drei Wochen Sonne und Strand. Er streichelte sie so, wie sie es mochte.

»Du bist unmöglich.«

»Soll ich dich ganz – eincremen?«

»Nein!«

»Jetzt komm schon. Nur eincremen.«

Mona schloss die Augen. Ihre Haut schien das Öl aufzusaugen wie ein Schwamm. Sie war wirklich völlig ausgetrocknet. Das Öl würde ihre Haut wieder prall und jung machen.

Plötzlich musste sie lachen.

»Was?« Anton ließ sich nicht ablenken.

»Ich bin so eine alte Schachtel. Was willst du mit so einer alten Schachtel wie mir?«

»Jetzt sei still.« Er saß jetzt im Schneidersitz vor ihr und massierte ihre Füße, ihre Beine, sorgfältig und ernst. Sie stützte sich auf ihre Ellbogen und sah ihn an.

»Zu Hause sitzt deine kleine – wie heißt sie noch? Julia?«

»Jetzt geht *das* wieder los.« Sein Blick haftete an seinen Händen, die unablässig in Bewegung waren, geschickt und unbeirrbar. Er platzierte ihre Beine rechts und links neben seine und nahm sich erneut ihren Bauch vor. Sie konnte seine dichten Locken sehen, die sich, seit sie hier waren, an den Spitzen aufgehellert hatten. Er hatte kein einziges graues Haar.

»Julia. Die würd dir was erzählen, wenn sie uns hier sehen würde. Wie du mit deiner alten...«

»Sei still. Immer dieses Gerede. Ich hasse das.« Anton be-

endete die Massage und legte sich ohne weitere Umstände auf sie, sein Gesicht wie immer schön und undurchdringlich, sein Körper überwältigend heiß und trocken. »Du bist ja ganz fettig«, flüsterte er ihr ins Ohr.

Und Mona spürte, wie sie sich unter ihm entspannte. Ein leises Frösteln kroch ihr die Wirbelsäule hoch und sie kämpfte nicht länger dagegen an. Die Hitze seines Körpers schien plötzlich ein Teil von ihr zu werden, jede Faser an ihr schien zu brennen, und es war ein gutes Gefühl. Sie brannte, und das Öl auf ihrer Haut transportierte die Hitze zu Anton, folglich würde auch er gleich brennen. Anton nahm ihre Hände und drückte sie aufs Kopfkissen. Sie schloss die Augen und stöhnte wieder.

»Mona. Hör mal, Mona.«

»Ja. Mach weiter. Bitte, bitte mach weiter.«

»Mona, du bist die Einzige für mich. So gut wie. Ehrlich.«

»Sei schon ruhig.«

»Mit Julia ist Schluss.«

»Ja. Sei ruhig.«

Abends gingen sie in die Bar in der Nähe ihres Ferienhauses, in der sie fast immer aßen, seit sich herausgestellt hatte, dass hier die Pommes frites am besten schmeckten – was wichtig war, um Lukas bei Laune zu halten. Es war ihr letzter Urlaubstag. Monas und Lukas' letzter Urlaubstag, um genau zu sein. Anton hatte, wenn man so wollte, immer Urlaub, und er war, wenn man so wollte, immer im Dienst.

Sie liefen am Meer entlang, im Rücken die untergehende Sonne, die ihre Schatten lang und immer länger machte. Der Wind frischte auf, was er häufig tat, sobald es dämmerte, als wollte er sich rechtzeitig vor Einbruch der Nacht wieder in Erinnerung bringen. Nachts war der Wind dann in der Regel stark und kühl: ein Vorbote des nahenden Herbstes, der – noch – jeden Morgen an Kraft verlor und schließlich gegen neun, zehn Uhr vor der warmen Spätsommerluft kapitulierte.

Lukas lief voraus, barfuß, mit seinen Riesensneakers in der Hand. Seine Waden wirkten zaundürr in den überweiten halb-

langen Jeans. Die Sonne ließ seine zerzausten Haare golden aufleuchten.

»Du schaust toll aus in dem Kleid«, sagte Anton. Er hatte den Arm um Mona gelegt und drückte sie kurz an sich.

»Ja. Du willst bloß gut Wetter machen.«

Warum sagte sie das? Warum musste sie jetzt, an ihrem letzten gemeinsamen Tag, diese herbe Note hineinbringen? Wie üblich reagierte Anton nicht darauf, aber er ließ seinen Arm von ihrer Schulter sinken, und eine Weile liefen sie schweigend nebeneinander her. Mona sah auf ihre nackten braunen Füße, die bei jedem Schritt im glitschig nassen Sand versanken. Kleine Wellen umspielten ihre Beine. Der Saum ihres Kleides war feucht, und aus irgendeinem Grund ärgerte sie das. Anton hatte ihr das Kleid in diesem Urlaub geschenkt. Später würde sie darin frieren.

»Wann geht unser Flug?«, fragte sie.

»Weißt du doch genau.« Auch Antons Stimme war jetzt gereizt. Sie hatte die Stimmung verdorben, sie war schuld.

»Halb zwölf oder zwölf?«

»Zwölf Uhr zehn.«

»Sicher?«

Er seufzte auf. »Willst du streiten oder was?«

»Wieso streiten? Ich hab dir eine ganz normale Frage gestellt.«

»Zwölf Uhr zehn. Um halb elf kommt das Taxi. Zufrieden?«

Mona antwortete nicht, weil sie fast da waren und sie nicht wollte, dass Lukas sie streiten hörte.

Die Bar war kaum mehr als ein Holzverschlag mit ein paar Holztischen und -bänken drumherum. Die Sonne war untergegangen, die wenigen Gäste der Bar packten Pullover und Wolljacken aus. Es war wie jeden Abend in den letzten beiden Wochen. Der Barbesitzer kam freudestrahlend auf sie zu und begrüßte Anton, Mona wie üblich ignorierend, mit doppeltem Handschlag wie einen lange vermissten Kameraden. »Hi, my friend Antony. So nice to see you.«

Anton grinste. »Hi Bill«. Der Barbesitzer hieß eigentlich Vasily, aber für die Touristen war er Bill, weil er, wie er Anton eines



Christa von Bernuth

**Untreu**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-45716-8

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2004

Die Belolaveks schienen das personalisierte Familienidyll. Aber jetzt ist Thomas Belolavek tot, seine Frau Karin und ihre Tochter Maria spurlos verschwunden, und die Polizei beginnt in der Sache zu ermitteln. Da erfährt Kriminalhauptkommissarin Mona Seiler, dass Karin Belolavek ein Verhältnis mit einem jungen Mann gehabt haben soll, der wegen Mordes im Gefängnis saß – könnte hier der Schlüssel zu einem tödlichen Familiendrama liegen?